

Neue Heimat Deutschland

Religionen im Gespräch 10, 2013

Haus der Religionen, Hannover

28. November 2013

Eine Veranstaltung der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers in Kooperation mit dem Haus der Religionen.

Gäste:

Bischof **Norbert Trelle**, Hildesheim

Alla Volodarska, Hannover

Eren Güvercin, Köln

Moderation: Prof. Dr. **Wolfgang Reinbold**, Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers

Herzlich Willkommen zum 10. Gespräch unserer Reihe „Religionen im Gespräch“, heute Abend mit dem Thema: „Neue Heimat Deutschland - Was tun die Religionen für die Integration?“

Ich beginne einmal mit einer direkten Frage: Wie reagieren Sie, wenn Ihr Nachbar Ihnen sagt, dass seine Tochter am Wochenende immer in die Moschee geht, weil sie da den Koran lernt und Arabisch und weil sie vielleicht noch Hausaufgabenhilfe bekommt? Finden Sie das gut? Oder stellt sich in Ihrem Kopf sofort ein Wort ein, das „Parallelgesellschaft“ heißt?

Ist es gut, wenn Jugendliche und Erwachsene am Wochenende in die Synagoge gehen, weil sie dort Hebräisch lernen, um die Bibel im Original lesen zu können? Ist es gut, wenn die Kinder aus den serbischen Familien in die orthodoxe Kirche gehen, um Serbisch zu lernen, um die Sprache ihrer Eltern sprechen zu können? Oder ist es nicht gut für die Gesellschaft, weil es Trennlinien verstärkt und die Gesellschaft spaltet?

Was passiert da eigentlich Woche für Woche in den Gebetshäusern der Religionen? Das ist das eine. Und die zweite Frage: Ist das etwas, das die Integration stärkt? Was tun die Religionsgemeinschaften für das Zusammenleben in Deutschland, also für das, was man üblicherweise „Integration“ nennt?

Das ist heute unser Thema, und ich freue mich, drei Gäste begrüßen zu dürfen, die auf die eine oder andere Weise eng mit diesem Thema verbunden sind. Ich begrüße zu meiner Linken Alla Volodarska. Sie sind geboren in der Südukraine, ursprünglich Lehrerin für Erdkunde und Biologie, seit 20 Jahren in Deutschland, Mitglied der Liberalen Jüdischen Gemeinde in Hannover und dort als Sozialarbeiterin tätig, also mittendrin im Integrationsgeschäft. Herzlich Willkommen Frau Volodarska!

Zu meiner Rechten begrüße ich Bischof Norbert Trelle. Ich habe bei der Vorbereitung entdeckt, dass wir auf dasselbe Gymnasium gegangen sind, in Kassel, wo Sie geboren sind. Sie sind dann ins Rheinland gegangen, haben in Bonn und in Innsbruck studiert, waren dann viele Jahre Pfarrer und Stadtdechant in Wuppertal, sind Weihbischof geworden in Köln und sind schließlich seit acht Jahren Bischof von Hildesheim. In dieser Funktion sind Sie zugleich Vorsitzender der Migrationskommission der deutschen Bischofskonferenz, seit

zwei Jahren darüber hinaus stellvertretender Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz. Herzlich Willkommen Herr Trelle!

Ich begrüße herzlich Eren Güvercin. Sie sind gebürtiger Leverkusener, Jurist mit erstem Staatsexamen, tätig als Journalist und freier Autor und als das, was man heute einen Blogger nennt, also: Sie schreiben im Internet Texte und kommentieren, was Sie sehen, auf ihrer eigenen Seite und in den Medien, darunter dem Deutschlandfunk. Sie haben ein Buch geschrieben mit dem Titel „Neomoslems. Portrait einer deutschen Generation“, in dem Sie in die allgemeine Lage einführen und viele interessante Leute vorstellen – auch das einer der Gründe, warum Sie heute hier sind. Herzlich Willkommen Herr Güvercin!

Mein Name ist Wolfgang Reinbold. Ich bin der Beauftragte für das christlich-muslimische Gespräch in der evangelischen Landeskirche in Hannover und heute Abend der Moderator, wie Sie das gewohnt sind.

I „Migrationshintergrund“ in Kirchen, Synagogen und Moscheen

Herr Trelle, wenn die Rede auf Migration kommt, so ist meine Erfahrung, dann denken die meisten Leute zuerst an Muslime. Migranten, das sind doch Muslime, das ist ein verbreitetes Bild. Wenn man sich die Statistiken anschaut, etwa die große Studie aus dem Jahr 2008, dann staunt man, dass das gar nicht stimmt, sondern dass die Mehrheit der Migranten bzw. der Menschen mit „Migrationshintergrund“ (also Menschen, die entweder selbst oder deren Eltern bzw. eines der Elternteile nicht in Deutschland geboren sind). Die Mehrheit der Menschen mit „Migrationshintergrund“ sind Christen, weit über die Hälfte. Wenn man noch genauer hinschaut, staunt man: Die größte Gruppe mit Migrationshintergrund in Deutschland sind die Katholiken! Jeder Dritte. Wenn ich das jetzt einmal grob rechne: 15 bis 16 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund leben in Deutschland, das heißt: mehr als 5 Millionen Katholiken! Wo sind die alle?

Trelle: Schönen Dank für diese Frage, Herr Reinbold. Die Migranten gehen zum Teil auf in den katholischen Gemeinden, und zum Teil haben sie ihre eigenen Gemeinden gebildet, und das seit vielen Jahren.

Es gibt in unseren Diözesen, in den Bistümern in Deutschland, viele Gemeinden anderer Muttersprachen, wie wir heute sagen. Früher nannte man diese Gemeinden „Ausländermissionen“. Das ist ein Begriff, der inzwischen völlig daneben liegt, weil viele Menschen mit Migrationshintergrund eben keine Ausländer mehr sind, und das schon lange nicht, denn sie wohnen hier und wurden hier geboren. Aber sie pflegen ihre kulturelle Identität, ihre Herkunft, dadurch dass sie sich treffen in diesen Gemeinden und die Gottesdienste in ihrer Muttersprache feiern. Gleichzeitig wissen sie sich aber auch der katholischen Ortsgemeinde, der deutschen Pfarrei zugehörig.

Das ist eine ganz interessante Art und Weise, Integration für sich persönlich zu gestalten. Es gibt italienische, besser: italienischstämmige Kinder und Jugendliche, die gehen gern mit Oma und Opa und den Eltern zur italienischen Gemeinde, und sie gehen gern zur deutschen Ortsgemeinde. Da verbindet sich etwas. Unsere Seelsorge an den Gemeinden anderer Muttersprache bezieht sich übrigens auf die Sprache, weniger auf die Nationalität. In Hannover beispielsweise haben wir eine spanischsprachige Mission, wie in anderen großen Städten auch. Zu ihr gehören zu allergeringsten Teilen Spanier. Sondern hier treffen sich ganz überwiegend Menschen aus Südamerika. Es bilden sich über nationale Grenzen hinaus Gemeinschaften, die dann in der für sie zunächst fremden Umgebung heimisch werden.

Integration, um das gleich zu sagen, heißt im Blick auf die in der katholischen Kirche Beheimateten nicht Assimilation. Es geht nicht darum, aufzugehen im Einheitsgebilde einer Pfarrei, ohne die eigene Identität zu wahren oder zu pflegen. Ich möchte, dass die Migranten und ihre Kinder identitätswahrend einbezogen werden in das Gemeinschaftsgefüge einer Ortsgemeinde. Sie sollen weder ausgegrenzt werden noch so eingeschlossen, dass sie Angst haben, noch einmal ein Lied zu Ehren von Santa Lucia zu singen, auf Italienisch.

Reinbold: Frau Volodarska, wenn man auf die Themen „Religion“ und „Migration“ schaut und einmal fragt: In welcher Religionsgemeinschaft finden sich aktuell die meisten Migranten? Dann stellt man fest: In der jüdischen Gemeinschaft. 80 bis 90 Prozent der in Deutschland lebenden Juden stammen, wie Sie selbst auch, aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion. Das hat die Gemeinden sehr stark vergrößert, sehr stark verändert. Können Sie uns einmal skizzieren, was eigentlich in ihrer Synagoge Woche für Woche passiert?

Volodarska: Was man zuerst sagen muss: Integration, erfolgreiche Integration von Juden aus dem postsowjetischen Raum wäre ohne die jüdischen Gemeinden in Deutschland überhaupt nicht möglich gewesen.

Ich selbst bin im Jahr 1991 gekommen. Damals wusste keiner, was ein Jude ist, und schon gar nicht, was ein sowjetischer Jude ist. Als Migrant sucht man immer einen Faden, der einen mit etwas verbindet. Dieser Faden war für uns die Religion: Da waren Juden, und es gab jüdische Gemeinden. Zu ihnen gingen wir hin.

Die jüdischen Gemeinden standen damals vor einem großen Problem. Es gab keine Sozialarbeiter, die Gemeinden waren klein und überaltert. Also hat man erst einmal auf ehrenamtlicher Basis Integrationsberatung geleistet, später dann auch auf hauptamtlicher Basis. Gute Integration, eine erfolgreiche Integration der Juden aus der ehemaligen Sowjetunion ist dadurch gelungen, davon bin ich zu 100 Prozent überzeugt, dass die jüdischen Gemeinden eine große Rolle gespielt haben.

Wie sieht es in unseren Gemeinden heute aus? Es haben sich Strukturen gebildet, die zum Teil an kirchliche Gemeinden erinnern. An erster Stelle ist eine Synagoge natürlich ein Gotteshaus. Aber unsere Gemeinde hat auch eine Migrationsberatungsstelle. Da arbeite ich. Wir haben einen Deutschkurs, genauso selbstverständlich wie einen Hebräischkurs. Wir haben einen Computerkurs, genauso selbstverständlich wie einen Chor. Wir haben verschiedene Kindergruppen für alle Generationen, vom Kindergarten bis zu den jungen Erwachsenen. Unsere jüngsten Kinder in der Krippe sind 12 Monate alt. Unsere ältesten Kinder sind bei „Jung und Jüdisch“ mit 35 Jahren immer noch Kinder.

Vor kurzem war ich in Berlin bei einer Veranstaltung des Zentralrats der Juden in Deutschland. Dort habe ich einen Begriff gehört, der mir sehr gut gefallen hat. Ein Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion hat gesagt: Die Gemeinden müssen eine Integrationsblase bilden. Zu dieser Integrationsblase gehört Gemeinde und Kita und Sprachkurse und Chor und Tanzgruppe und Yoga und vieles, vieles mehr. Alles dient eigentlich der Integration in die Gesellschaft.

Das ist die eine Seite der Integration. Wir integrieren uns in die Gemeinden und in die deutsche Gesellschaft. Aber Integration ist keine Einbahnstraße, schon gar nicht in einer Gemeinde, die zu 80 bis 90 Prozent aus Einwanderern besteht. Wir postsowjetischen Migranten integrieren uns in die Gemeinden – aber unsere nichtrussischsprachigen Gemeindemitglieder integrieren sich auch, weil Integration kein Weg nur in eine Richtung ist. Wenn man sagt, Integration heißt, man muss sich annähern [hält die flachen Hände im Abstand von einigen Zentimetern], das ist für mich keine Integration, keine wirkliche Integration. Integration ist für mich eher so [verschränkt und faltet die Hände]. Es ist schon interessant, wie viel eine religiöse Gemeinschaft wirklich helfen kann, wenn es um Integration von Menschen aus anderen Ländern geht.

Reinbold: Herr Güvercin, ich hatte begonnen mit dem üblichen Bild: Migranten sind Muslime. Im Jahr 1961 schloss die Bundesrepublik das Anwerbeabkommen mit der Türkei. Auch Ihr Vater ist damals nach Deutschland gekommen. Aber heute stimmt diese Gleichung, Muslime = Migranten, gar nicht mehr. Ist der Islam, über dessen Zugehörigkeit zu Deutschland wir gelegentlich diskutieren, längst viel deutscher, als es in der öffentlichen Meinung bemerkt wird?

Güvercin: Zuerst kam die Gastarbeitergeneration, mein Vater, glaube ich, im Jahr 1968. Man wurde als „Gastarbeiter“ wahrgenommen. Später sagte man dann „Migranten“, der Begriff Gastarbeiter war nach ein paar Jahren politisch nicht mehr ganz korrekt. Wir, diejenigen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, müssen immer noch damit kämpfen, dass wir als „Migranten“ bezeichnet werden. De facto sind wir natürlich längst Deutsche. Die jungen Muslime sind in Deutschland geboren und aufgewachsen, sie sprechen Deutsch besser als die Sprache ihrer Eltern, sei es nun Arabisch oder Türkisch.

Vom muslimischen Verständnis her richtet sich die Identität nach der Sprache, die man beherrscht. Von daher kann ich auch aus muslimischer Sicht ganz normal sagen, dass ich ein deutscher Muslim bin – auch wenn das sowohl bei der muslimischen Community als auch bei der nichtmuslimischen Community, das heißt der Mehrheitsgesellschaft, interessante Diskussionen auslöst.

Der eigenen Gemeinschaft muss ich erklären: Was heißt jetzt „deutscher Muslim“? Hat das etwas mit „Euroislam“ zu tun? Mit einem „Kuschelislam“, der die Inhalte aufgibt und nur noch die äußere Hülle aufrecht erhält? Man muss den Begriff rechtfertigen und erläutern, was man damit genau meint. Es gibt auch bei uns Muslimen das Missverständnis, dass Islam = Kultur ist. Also: Je besser ich die türkische oder

die arabische Kultur lebe, ein desto besserer Muslim bin ich. Das sieht man interessanterweise auch bei den Konvertiten. Pierre Vogel kommt aus dem Rheinland. Er könnte aber ohne Probleme als jemand durchgehen, der aus Saudi-Arabien kommt ...

Reinbold: ... Pierre Vogel, inzwischen bekannter radikaler Prediger, Kölner von Haus aus, der sich aber so kleidet, als hätte er mit Arabien zu tun ...

Güvercin: Das erzeugt natürlich in der Öffentlichkeit ein Bild, als ob die Muslime oder der Islam ein fremdes Phänomen sind. Deshalb gibt es auch in der Mehrheitsgesellschaft Irritationen, wenn man in der Öffentlichkeit sagt, man ist deutscher Muslim. Dann schauen die Leute auf den Namen und sagen: Güvercin? Ja, o.k., aber woher kommen Sie denn wirklich? Wenn ich sage, ich komme aus dem Rheinland, ich bin Kölner und fühle mich als „Kölscher Jung“ ...

Trelle: .. da müssen Sie aber Kölsch sprechen ...

Güvercin: ... das tue ich auch. Beim Deutschlandfunk habe ich das Problem, dass ich besonders auf die Aussprache achten muss, weil ich das „ch“ nicht so gut aussprechen kann. Man hat mir sogar eine Sprechschulung gesponsert, damit ich diesen rheinländischen Dialekt loswerde. Beim WDR geht das mit dem kölschen Ton, beim Deutschlandfunk nicht. Aber zurück zum Thema: Es gibt Irritationen auf beiden Seiten, und ich finde es als junger deutscher Muslim immer sehr spannend, für Irritation zu sorgen, damit sowohl die Muslime als auch die Nichtmuslime Schwierigkeiten haben, mich in eine Schublade zu sperren.

Reinbold: Ist in den Moscheen das Deutsche viel häufiger die Umgangssprache als man meist denkt?

Güvercin: Absolut. Während meiner Studienzeit in Bonn gab es in der Innenstadt eine türkische Moschee. Da sind sehr viele Studenten zum Freitagsgebet hingegangen, weil es die nächste Moschee war. Da gab es natürlich sehr viele Kommilitonen, die kein Türkisch verstanden haben. Am Anfang haben sie uns gefragt, was der Imam eigentlich gesagt hat in seiner Predigt. Und dann haben wir das kurz bei einer Tasse Kaffee oder auf dem Rückweg zur Uni zusammengefasst. Später dann hat die Moscheeleitung registriert, dass das Publikum der Moschee ziemlich bunt war, und dann haben sie jemanden damit beauftragt, die Freitagspredigt direkt im Anschluss ins Deutsche zu übersetzen.

Das sind typische erste Schritte, mit denen die Moscheen auf multiethnische Gemeinden reagieren und ein passendes Angebot machen. Das müsste viel mehr ausgebaut werden, und die Imame müssten eigentlich alle Deutsch können. Sicher, es gibt jetzt die ersten Imame, die der deutschen Sprache mächtig sind. Aber wir haben immer noch das Phänomen, dass die Imame aus den Heimatländern kommen für einige Jahre, und nach 2 bis 3 Jahren gehen sie wieder zurück ...

Reinbold: ... das wird mehr und mehr ein Problem, dass die Imame die Sprache nicht sprechen, die in den Moscheen längst üblich ist ...

Güvercin: Das ist ein Problem für die Moscheegemeinden. Es führt dazu, dass die jungen Muslime sich andere Orte suchen, dass sie eventuell sogar an Pierre Vogel geraten, weil sie seine Youtube-Videos sehen. Oder sie gehen einfach nicht mehr in die Moschee.

Trelle: Herr Güvercin, ich war lange in Wuppertal Pfarrer und hatte sehr viele türkische Nachbarn, ungemein freundliche Menschen. Ich weiß von den Kindern, dass sie untereinander meistens Deutsch sprachen, manchmal auch Türkisch. In den Moscheegemeinden mussten sie dann, so sagten sie mir, Arabisch lernen. Meine Frage ist: Welche Bedeutung hat für Sie als Muslim die arabische Sprache? Mir wurde oft gesagt: „Wenn ihr Katholiken doch das Lateinische hättet in der Liturgie, dann müsstet ihr nicht so viele Liturgien feilen auf Spanisch, auf Italienisch, und so weiter. Da könntet ihr zu Beginn einfach sagen ‚dominus vobiscum‘“. Wenn ich das heute sage in einer Gemeinde: weites Schweigen, es kommt keine Antwort. Das Latein war früher für uns das Verbindende in der Liturgie. Wie ist das bei Ihnen mit dem Arabischen? Spielt es eine Rolle für die Integration?

Güvercin: Das Arabische spielt eine zentrale Rolle, weil es die Sprache der Offenbarung des Korans ist und weil man den Koran im Original rezitiert. Allerdings lernen die Kinder in der Moschee nicht die arabische Sprache, sondern sie lernen nur das Rezitieren des Korans. Man lernt einige Suren auswendig, damit man das Gebet verrichten kann. Die Kinder müssen also ein wenig Arabisch lesen können – verstehen tun sie es nicht.

Reinbold: Wir haben heute zum ersten Mal einen kleinen Einspieler vorbereitet, den Sie gleich auf der großen Leinwand sehen werden. Um einmal sichtbar zu machen, dass das Thema „Migration“ nicht primär Muslime betrifft, sondern dass es vor allem mit Christen zu tun hat, hat die Evangelische Landeskirche in Gemeinschaft mit der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Niedersachsen eine Ausstellung erstellt, die „Gesichter des Christentums“ heißt. Sie ist vor einigen Wochen in Osnabrück eröffnet worden, und wir haben ein kleines Kamerateam dorthin geschickt, die Kollegen, die hier im Haus auch filmen, vom Evangelischen Kirchenfunk in Niedersachsen. Wir hören jetzt einige O-Töne von der Eröffnung der Ausstellung „Gesichter des Christentums“.

[Einspieler]

Reinbold: Herr Trelle, wenn Sie diese Bilder sehen: Ein Jugendlicher kommt aus Swaziland, sieht auch so aus – er ist jetzt ein niedersächsischer Lutheraner. Ein anderer kommt aus der Türkei – er ist ein syrisch-orthodoxer Christ und feiert seinen Gottesdienst in einer katholischen Gemeinde. Das wirkt ungeheuer lebendig, dynamisch, bunt. Tut Migration den Kirchen, tut sie der katholischen Kirche gut?

Trelle: Das, was ich eben gesehen habe, es tut mir gut. Ich bin richtig froh, dass Sie das eingespielt haben, weil uns jetzt wirklich noch einmal vor unsere Augen gestellt ist, wie die Wirklichkeit in den Gemeinden ist. Wir haben so viele Bereicherungen. Wir sagen das immer wieder: Wir werden bereichert durch die Menschen, die zu uns kommen. Andere sagen immer: Das ist eine Belastung. Und: Schaffen wir das? Und, eine blöde Formulierung: das Boot, das angeblich voll ist. Wenn man aber diese Menschen sieht und ihre Stellungnahmen hört, dann spürt man, wie das eine Gemeinschaft und ein Zusammenleben stark und reich macht, farbig, bunt.

Ich bin so froh darüber, dass es das gibt, und ich sehe darin wirklich eine Entwicklung immer mehr hin zu einem besseren Miteinander. Als Christ würde ich jetzt sagen: Da erkenne ich das Wirken des Heiligen Geistes! Eine Animation, eine Bereicherung, ein Lebendigwerden im Geist von Pfingsten. Die Menschen gehören zusammen, weil sie Brüder und Schwestern sind, weil sie eine Menschheitsfamilie bilden.

Um Ihnen zwei konkrete Beispiele zu geben: Ich habe in meinem Bistum in der Stadt Hildesheim in einer der renommiertesten Pfarreien einen Priester aus dem Kongo, Dr. Manzanza, ein hoch angesehener Mann. Als er 3 Wochen dort war, kamen die Leute zu mir ins Bischofshaus und sagten: „Herr Bischof, haben Sie nicht noch so einen? Der macht das so großartig“. Ich nenne einen anderen, einen indischen Priester in Braunschweig, Pfarrer Dr. Francis, in Lehdorf. Auch da sind die Leute ganz angetan von der besonderen Art, wie er seinen Glauben zum Zeugnis macht für die Braunschweiger. Das ist eine andere Sorte Mensch als er sie aus Indien kannte. Aber das genau macht unsere Spiritualität aus. Ich kann mir nur wünschen, dass das noch kräftiger spürbar wird als ohnehin schon.

Reinbold: Frau Volodarska, das ist ein starkes, sehr persönliches Plädoyer dafür, dass Migration uns gut tut. In der Gesellschaft wird das Thema allerdings oft anders diskutiert. Bischof Trelle hat gesagt, es gibt Leute, die sagen, das Boot ist voll, sie haben Angst, es kommen immer mehr. Mit Blick auf die Gesamtgesellschaft ist das keine realistische Perspektive (und keine, die uns schrecken müsste, so oder so). Mit Blick auf die jüdischen Gemeinden allerdings ist es tatsächlich so gewesen, Sie haben es vorhin schon im Scherz angedeutet. Die Alteingesessenen sind tatsächlich von einer Gruppe von Migranten regelrecht überrollt worden. Man kann sich ausmalen, dass das nicht wenige Konflikte mit sich bringt. Wie gehen Sie damit um?

Volodarska: Der Prozess betrifft nicht nur zwei, sondern mehrere Seiten. In den Gemeinden gibt es Alteingesessene. Aber was heißt „Alteingesessene“? Meist sind es Nachfahren von KZ-Überlebenden aus Polen, aus Rumänien. Wir haben Glück: Wir haben 2 oder 3 deutsche Jüdinnen in der Gemeinde ...

Reinbold: .. drei von achthundert?

Volodarska: Ja, wenn ich recht sehe, drei von achthundert, jedenfalls: sehr wenige. Wir haben auch Juden aus Argentinien, aus Brasilien, viele Israelis, Amerikaner, Engländer. Die Synagogen sind, wenn man so will, ein Schmelztiegel. Ohne die Migration, ohne die Menschen, die aus verschiedenen Ländern, insbesondere aus der ehemaligen Sowjetunion, gekommen sind, würden die meisten jüdischen Gemeinden in Deutschland nicht mehr existieren.

Selbstverständlich gibt es auch Konflikte. Man muss miteinander reden, man muss versuchen, andere zu verstehen. Man muss einfach fragen: Warum denkst du so? Warum machst du bestimmte Dinge anders als

wir? Das ist der einzige Weg. Wenn wir uns verschließen, wenn wir nicht miteinander reden, dann haben wir keine Chance. In unserer Gemeinde haben wir wirklich Glück, dass wir sehr friedlich miteinander umgehen, dass wir uns inzwischen gut verstehen. Manchmal, wenn ich höre, was in anderen Gemeinden so passiert, dann sage ich meinem Vorstand: Jetzt aber alle in die Synagoge beten! Beten, dass wir weiter so friedlich miteinander leben können.

Reinbold: Ist es so, dass man bei Ihnen inzwischen das Russische auch als Bereicherung wahrnimmt, so wie Bischof Trelle es gesagt hat?

Volodarska: Man schätzt das sehr. Es kommt mit der Zeit, dass man das schätzen lernt. Man muss sich nicht schämen, dass man das am Anfang nicht verstanden hat. Für die Gemeinde waren das Fremde – und wir waren sehr viele. Wir haben die Gemeinden wirklich überrollt. Das muss man so sagen, das ist so. Aber dadurch, dass deutsche Juden, israelische Juden, amerikanische Juden, argentinische Juden, sowjetische Juden versucht haben, einander zu verstehen, ist überhaupt ein Gemeinschaftsleben möglich geworden. Inzwischen versteht eigentlich jeder, dass das eine Bereicherung ist.

Man sieht es insbesondere daran, wie unsere Kinder miteinander umgehen. Unsere Kinder – wir haben jetzt auch schon die zweite und die dritte Generation –, sie sprechen miteinander Deutsch. Manche lernen Russisch, weil in der Kita sehr viele russischsprachige Kinder sind, und man spricht mal Deutsch, mal Russisch, mal Hebräisch, weil die Kinder auch schon in der Kita Hebräisch lernen. Das ist gut, das ist einfach gut. Man sucht Wege und findet Wege, wenn man will, miteinander zu leben.

II Was tun Moscheen für Integration?

Reinbold: Herr Güvercin, ich hatte begonnen mit der schlichten Frage: Wie reagieren Sie, wenn Sie hören, dass die Kinder ihres Nachbarn regelmäßig in die Moschee gehen? Nach meiner Erfahrung reagieren viele mit Ablehnung, weil sie nicht glauben, dass in den Moscheen etwas stattfindet für die Integration. Ist das ein bloßes Vorurteil, das daher rührt, dass die Leute einfach nicht wissen, was in einer Moschee wirklich läuft? Oder gibt es auch Haltungen, wo Sie sagen würden: Das ist nicht nur ein Vorurteil, sondern da ist tatsächlich etwas dran, und da müssten wir auch muslimischerseits ran?

Güvercin: Ich kenne solche Reaktionen natürlich. Wenn die Leute hören, dass ein Kind die Moschee besucht, dass es dort Koranunterricht bekommt, dann entstehen im Kopf bestimmte Vorstellungen und Bilder. „Koranschule“ und „Parallelgesellschaft“, diese ganzen Schlagworte.

Die Moscheen waren zu Beginn provisorische Einrichtungen in den Hinterhöfen. Da haben Gastarbeiter gesagt: Wir brauchen einen Treffpunkt, eine Moschee, da machen wir mal irgendetwas. Und dann haben sie mit sehr kleinen Mitteln die berühmt-berüchtigten Hinterhofmoscheen gegründet. Mittlerweile rückt die Institution Moschee immer mehr in das Zentrum einer Stadt. Die Moscheen werden sichtbar. Aber das ist eine ganz junge Entwicklung. Wenn etwas unsichtbar ist, dann macht man sich so seine Gedanken. Man bekommt über die Medien mit, was in Koranschulen in Pakistan vor sich geht, und so weiter. Ich mache es denjenigen nicht zum Vorwurf, die Vorurteile haben. Sie haben keine Erfahrung, keine direkte Erfahrung gehabt ...

Reinbold: ... die Moscheen müssen sichtbar werden, höre ich ...

Güvercin: Genau, es muss sichtbar werden. Aus muslimischer Sicht kann man nicht immer sagen: „Immer diese Vorurteile, diese böse deutsche Mehrheitsgesellschaft! Die denkt doch, dass jeder Zweite mit einem Bombengürtel rumläuft!“ Klar, das ärgert einen, diese Vorurteile, aber man muss sie auch ernst nehmen, sie kommen ja nicht von ungefähr. Man muss einen Schritt auf die Gesellschaft zugehen. Das fängt mit der eigenen Nachbarschaft an. Ein Tag der offenen Moschee am Tag der deutschen Einheit wird seit über zehn Jahren veranstaltet, das ist eine schöne Institution. Allerdings muss das auch im Alltag ankommen. Es ist die Aufgabe der Moscheegemeinden und jedes Moslems, dafür zu sorgen, dass dieses Bild der Moscheen korrigiert wird, statt zu sagen: „Immer diese Vorurteile! Die Anderen sind die Bösen und wir sind die Opfer.“ Diese Opferhaltung macht einen passiv.

Es gibt junge Leute, die versuchen, Bewegung in die Strukturen der Moschee-gemeinden hineinzubringen. Das ist sehr, sehr mühsam. Ich habe im Vorfeld unserer Diskussion mit einem deutschen Muslim

gesprächen, der seit Jahrzehnten aktiv ist. Sogar er hat mir berichtet, dass er teilweise müde ist, weil es einfach sehr schwierig ist, bestimmte verrostete Strukturen ein wenig aufzubrechen. Gerade bei den muslimischen Verbänden und Vereinen und Moscheegemeinden ist das sehr, sehr schwierig.

Man darf allerdings die Entwicklung nicht vergessen. Die Verbände und Moscheegemeinden gibt es seit maximal 30 bis 40 Jahren. Es ist noch eine sehr junge Geschichte. Jetzt kommt eine neue Generation, die versucht, etwas frischen Wind hineinzubringen, und es besteht die Gefahr, dass die jungen Muslime enttäuscht sind, weil sie die Dinge nicht über Nacht ändern können, und sich zurückziehen. Da sehe ich eine große Gefahr. Es ist sehr, sehr wichtig, dass die jungen Muslime in diese Strukturen hineingehen, dass sie auf Gemeindeebene mit anpacken, damit sich die Strukturen ändern.

Reinbold: Haben wir hier eine Auseinandersetzung zwischen der jüngeren Generation der Muslime, die gern etwas tun würde, und der älteren, die sie nicht lässt?

Güvercin: Ich glaube, die ältere Generation ist da sehr flexibel. Es geht um die Funktionärebene. Sie denkt sehr funktional. Strukturen zu ändern ist da sehr schwierig. Es sind interne Machtstreitigkeiten, die es sicher in jeder Gemeinde gibt, Parteipolitikermentalität. Aber es ist sehr, sehr wichtig, dass die Moscheen transparenter werden, dass die Moschee ein Ort der Begegnung wird.

Denn darum geht es ja. Eine Moschee ist nicht nur ein Gebetsraum. Der Gebetsraum ist, na klar, ein Teil der Moschee. Aber wenn Sie auf den Balkan nach Sarajevo gehen oder nach Istanbul und sich die alten osmanischen Moscheen anschauen, dann sehen Sie, dass der Gebetsraum nur ein Teil der Moschee ist. Eine Moschee war eine Anlage, in der es eine Armenküche gab, eine Bibliothek, medizinische Versorgung, Unterkunft für Reisende, Karawansereien, Stiftungen, die sich um die Moscheen gruppiert haben, und vieles andere mehr. Der Gebetsraum an sich war eher der kleinere Teil.

Reinbold: ... das ist in der liberalen-jüdischen Gemeinde auch so, Frau Volodarska ...

Güvercin: In Deutschland haben wir in der Regel nur einen Gebetsraum und dann vielleicht noch einen Raum für Jugendliche mit Kicker und Billardtisch. Aber das war es dann auch schon. Die Multifunktionalität einer Moschee, die über das Gebet hinausgeht, sie richtet sich übrigens nicht nur an Muslime. Wenn ein Christ in eine Moschee in Sarajevo gekommen ist, dann hat er auch eine Suppe in der Armenküche bekommen – da war kein Türsteher, der gesagt hat: du kommst hier nicht rein.

Trelle: Ich würde das gern unterstreichen mit einem Beispiel. In Köln, wo ich vorher war, gab es im Jahr 2005 den Weltjugendtag. In der Moschee in Niederkassel, in der Nähe von Bonn, es ist eine schöne Moschee – Sie kennen sie sicher, Herr Güvercin –. Der Imam hat uns damals angeboten, und ich habe es als Weihbischof gerne angenommen, dass Jugendliche, die zum Weltjugendtag nach Köln kommen, in der Moschee Quartier erhalten. Nicht im Gebetsraum, das natürlich nicht, aber in den angegliederten Räumen. Da waren die katholischen Jugendlichen dann mehrere Tage lang und haben es genossen und haben davon erzählt. Das ist die Gastfreundschaft, die wir einander schenken müssen, damit Voreingenommenheit und Animositäten überwunden werden können.

Auch der Tag der offenen Moschee, das habe ich ein paar Mal mitgemacht, als ich noch Pfarrer war, aber auch später bei einer Visitation als Bischof in Göttingen. Ich habe Jugendliche mitgebracht, und sie haben mit denselben Jugendlichen, mit denen sie in der Schule zusammen waren, in deren Moschee diskutiert. Das gab für die jungen Muslime noch einmal ein ganz anderes Selbstwertgefühl: „Wir sind jetzt hier in unseren eigenen Räumen, und die kommen zu uns, und wir diskutieren über Fragen des Lebens und der Lebensorientierung“.

Ein anderes Beispiel: Bischof Bode von Osnabrück hat kürzlich muslimische Gruppen eingeladen und ihnen persönlich den Dom gezeigt. Ich habe mir das jetzt schon vorgenommen. Wenn unser Hildesheimer Dom im nächsten Jahr fertig ist, werden sehr viele Besuchergruppen kommen. Dann werde ich auch unsere muslimischen Mitbewohner einladen. Auch hier gab es kürzlich übrigens ein Zeichen der guten Verbundenheit zwischen Christen und Muslimen: Ein Vertreter der Moscheegemeinde in Hildesheim wollte mir zu meinem runden Geburtstag vor kurzem etwas Gutes. Ich sagte ihm: „Mir brauchen sie nichts zu schenken.“ Daraufhin hat er einen Scheck überreicht für die Renovierung des Doms, um ein Zeichen zu setzen, dass dieses Gotteshaus in Hildesheim auch für Muslime ein wichtiger Ort ist.

III Wie präsent sind Rassismus und Antisemitismus in Deutschland?

Reinbold: Ich möchte kein Wasser in den Wein gießen, aber doch noch auf ein Stichwort zurückkommen, das in unserem Einspieler eine Rolle spielte. Frau Prange sagte, dass sie es sich leichter vorgestellt hat mit einem schwarzen Jungen in Deutschland. Es gibt Rassismus, es gibt nach wie vor Antisemitismus. Herr Trelle, sie sind Vorsitzender der Migrationskommission der deutschen Bischofskonferenz. Ist dieses Land nicht so tolerant, wie es gerne wäre bzw. denkt, dass es sei?

Trelle: Es gibt immer noch starke Strömungen in unserem Land, die sich mit den Erfordernissen einer Zivilgesellschaft schwer tun. Ich kenne Jugendliche, manchmal auch Kinder, die sagen. „Wir werden direkt oder versteckt gemobbt. Wir erfahren Verachtung in der Art und Weise, wie man uns anspricht.“ Das gibt es leider immer noch, auch primitiven Rassismus.

Eine solche Haltung können wir nur überwinden durch ein wirklich geduldiges und auch in mancherlei Hinsicht offensives Zugehen auf die Menschen, die unsere Nachbarn sind. Ich lasse mich nicht so schnell entmutigen in dem Bemühen, mit allen, mit denen ich in den Gruppen zusammenkomme aus verschiedenen Ländern und mit verschiedenen Sprachhintergründen – in Hannover gibt es über 170 verschiedene Nationalitäten und Sprachgruppen! –, ich lasse mich da nicht so schnell aus der Spur bringen. Wir brauchen einen langen Atem. Wir werden auch Rückschläge erleben. Aber wir sind in der richtigen Spur.

Ich rede jetzt als Christ. Wir können als Christen nicht beten „Unser Vater im Himmel“ und uns dann irgendwie verdeckt oder offen rassistisch verhalten. Das muss man auch in der Verkündigung immer wieder sagen. Diesen Widerspruch, den darf man nicht überdecken.

Reinbold: Frau Volodarska, wie präsent ist das Thema in Ihrer Gemeinde? Ist Antisemitismus etwas, das man aus den Meinungsumfragen kennt, oder ist das ein Alltagsthema?

Volodarska: Antisemitismus ist für uns leider immer noch ein Alltagsthema. In den letzten Tagen hat mich ein Vorfall in einer Realschule in Hannover bewegt. Ein Mädchen, das zu unserer Gemeinde gehört, ist zur Schule mit einem Davidstern gegangen, wie ich ihn auch trage. Anschließend wurde sie über Facebook von einem Jungen aus einer muslimischen Familie als „Judensau“ beschimpft. Der Junge hat mehrere hundert Likes bei Facebook bekommen, viele haben gesagt: „Gefällt mir!“

Ich muss ehrlich sagen: Wir haben erst einmal den Atem angehalten. Was macht man in dieser Situation? Geht man zur Schule und spricht mit den Kindern? Geht man zur Schule und spricht mit den Lehrern? Geht man zur Schule und spricht mit dem Direktor? Dieser Fall ist kein Einzelfall. Es ist das, was in unseren Schulen immer noch sehr präsent ist. Das Wort „Jude“ ist ein oft gehörtes Schimpfwort auf dem Schulhof, das ist heute so.

Was ich manchmal als noch belastender und schlimmer empfinde, ist ein latenter Antisemitismus in der Gesellschaft. Antisemitismus ist in letzter Zeit irgendwie salonfähiger geworden. Man spricht über Israel und kommt von israelischen Problemen sehr schnell auf die „Weltmacht“ von Juden. Dann wird die antiisraelische Haltung sehr schnell zu einer antisemitischen Haltung.

Manchmal erleben wir auch von militanten Christen oder von fundamentalistischen Christen Übergriffe. Heute zum Beispiel hatte ich auf meinem Anrufbeantworter eine richtige Bekehrungsrede, eine richtige Missionierungsrede, abgeschlossen mit einem gesungenen Vaterunser. Manchmal bekomme ich auch lange Briefe, 20 bis 30 Seiten, in denen mir erklärt wird, warum ich sofort von heute auf morgen zur Kirche gehen und mich taufen lassen soll. Das ist für mich auch eine Art Antisemitismus.

Reinbold: Herr Güvercin, ich will mal ganz direkt fragen. Frau Volodarska hat gesagt, es war ein junger Muslim, der das Mädchen beleidigt hat. Auf muslimischer Seite geht man mit dem Thema „Antisemitismus“ oft sehr vorsichtig um. Muslime sind gewissermaßen von Natur aus keine Antisemiten, höre ich oft, sie können gar keine sein, weil sie selbst Semiten sind. Sie haben einmal gesagt: „Muslime klagen gern über Gewalt und Rassismus gegen Muslime. Das wäre glaubhafter, wenn das eigene Verhalten ebenso thematisiert würde“, darunter auch der Antisemitismus. Sollten die Verbände und die Moscheegemeinden, sollte die muslimische Gemeinschaft offensiver mit diesem Themen umgehen?

Güvercin: Ja, definitiv, gerade bei jungen Leuten. Ich beobachte auch, dass bei jungen Leuten zum Beispiel „du Jude“ zu einem üblichen Schimpfwort geworden ist. Seit ein, zwei Jahren ist das Mode geworden. Es ist sehr, sehr wichtig, dass man damit offensiv umgeht. Es sind teilweise Jugendliche, die am Wochenende in der Moschee sind und die dort vom Imam unterrichtet werden. Die muslimische Community muss sensibel sein und auf die jungen Leute Acht geben. Sie muss darauf achten, was sie da reden, mit welchen Begriffen sie um sich werfen. Wir können nicht einfach sagen: „Ja, wir können von Geburt aus gar keine Antisemiten sein.“ Die Realität sieht anders aus. Man braucht nur einmal die arabischen Fernsehsender anzusehen. Das ist heftig ...

Reinbold: ... da gibt es harte Sachen gegen Israel und gegen Juden ...

Güvercin: Während der Intifada, des Aufstands in den von Israel besetzten Gebieten, als es jeden Tag Auseinandersetzungen auf den Straßen gab, haben viele arabische Satellitensender live berichtet. Man hat teilweise Bilder gesendet, die würde man im deutschen Fernsehen nicht einmal um 23 Uhr in der Nacht zeigen, verletzte Menschen und so weiter. Die Leute werden bombardiert mit abstoßenden Bildern, stundenlang. Und viele schauen sich das an. In den arabischen Familien ist Medienerziehung nicht gerade ein bekannter Begriff. Wenn junge Leute ständig mit solchen Bildern konfrontiert werden und wenn sie dann noch im Internet bestimmte dubiose Sachen lesen, etwa auf salafistischen Seiten, dann erzeugt das einen ungeheuren Sog. Gott sei Dank können viele Jugendliche, wenn sie älter werden, die Sache anders einordnen. Aber nicht gerade wenige bleiben daran hängen.

Deshalb ist es sehr wichtig, dass die muslimischen Gemeinden dem entgegenwirken und Aufklärungsarbeit leisten. Gleiches gilt für die Eltern. Wenn man die Eltern von diesem jungen Schüler einmal ansprechen würde, dann wären sie wahrscheinlich schockiert darüber, was ihr Sohn getan hat. Allerdings gibt es auch, dass muss man selbstkritisch sagen, Ressentiments, die sehr weit verbreitet sind unter Muslimen. Man realisiert manchmal nicht, was man da gerade sagt. Das ist ein ernst zu nehmendes Thema, das man nicht weg reden kann. Man muss mit den Leuten arbeiten.

Volodarska: Ich bin mir nicht so sicher, ob man etwas bewirkt, wenn man mit den Eltern spricht. Ich habe meine Erfahrungen. Ich mache sehr oft Synagogenführungen. Wir machen im Jahr in der Synagoge alle zusammen über 200 Führungen für Schulklassen und andere Gruppen, Erwachsene, Kinder, und so weiter. Es ist nicht selten, dass Eltern aus muslimischen Familien ihren Kindern verbieten, in die Synagoge hineinzugehen. Ich muss sagen: Die Kinder tun mir wirklich leid, wenn sie draußen stehen. Ich sage dann: „Komm doch rein, setz dich auf den Stuhl, du musst nicht in den Gebetsaal gehen. Du kannst ruhig hier sitzen.“

Interessanterweise gibt es auch die andere Seite. Wenn sie in die Synagoge kommen und mit uns sprechen, dann höre ich sie oft sagen: „Aber bei uns ist das genauso!“ Das ist sehr interessant zu sehen, wie viel Gemeinsamkeiten Juden und Muslime in Wirklichkeit haben und wie viel diesen Kindern und ihren Eltern dadurch entgeht, dass sie manchmal sehr antisemitisch denken.

Güvercin: Dazu ein Beispiel von mir, als ich noch auf der Grundschule war: Wir haben eine Kirche besucht. Ein Mitschüler von mir, seine Eltern waren Marokkaner, hat gesagt: „Ich darf da nicht rein. Meine Eltern haben gesagt, dass da komischen Figuren drin sind“. Es gibt allgemein eine gewisse Zurückhaltung, die Gebetsräume anderer Religionen zu betreten. Das ist nicht religiös begründet, sondern eher ein naiver und banaler Volksglaube, der da zum Ausdruck kommt.

Aber zurück zum Thema Antisemitismus. Es ist definitiv gerade unter den jungen Leuten ein wichtiges Thema, das in den Gemeinden nicht wirklich thematisiert wird. Da ist es ganz wichtig, dass ein Raum für Begegnung geschaffen wird, damit die Jugendlichen sehen: „Ah, o.k., da gibt es interessante Parallelen zwischen den Juden und uns“. Solange Muslime auf Distanz zu Juden bleiben und gewisse Dinge in arabischen oder türkischen oder welchen Medien auch immer sehen ...

Reinbold: ... das Fernsehen ist ein großes Problem. Man kommt schwer gegen die Bilder der Massenmedien an. Wir erreichen mit dem, was wir hier tun, einige Tausend. Das Fernsehen erreicht 100.000 Menschen ...

Güvercin: Al-Dschazira berichtet stundenlang von militärischen Auseinandersetzungen, etwa davon, wie die israelische Armee nächtelang Gaza bombardiert. Die Hintergründe werden dabei nicht berichtet. Es werden erst einmal nur die Bilder vermittelt. Das hat natürlich Auswirkungen. Die Zuschauer sehen die verletzten Menschen und so weiter.

Ich will die Reaktionen nicht entschuldigen. Allerdings muss man sich auch einmal in die Leute hineinversetzen. Es gibt verschiedene Formen des Antisemitismus. Wenn junge Leute ständig solche Bilder konsumieren, dann entsteht ein Feindbild, das fernab von der Lebenswirklichkeit ist, ein konstruiertes Feindbild. Dieses Feindbild zu zerstören, erfordert viel Arbeit. Es ist wichtig, dass die Eltern wissen, was ihre Kinder da sehen, dass die älteren Geschwister ihnen helfen, die Bilder einzuordnen, dass auch die Moscheegemeinden sich um diese Fragen kümmern.

Reinbold: Frau Volodarska, Sie haben gesagt, Sie haben 200 Führungen im Jahr. Wir haben eben von Ihnen und von Herrn Güvercin gehört, dass es viel bewirkt, wenn Muslime mit Juden zusammenkommen. Es kommt etwas in Bewegung, Vorurteile werden gebrochen, das echte Leben ersetzt die Bilder aus dem Fernsehen. Mir scheint: Sie müssten nicht 200, sondern 500 Führungen im Jahr haben, und man müsste das Geld zur Verfügung stellen, das es braucht, um diese wichtige Arbeit zu machen. Auf dass immer mehr Menschen sehen: Die Juden sind ja gar nicht so wie im Fernsehen, sondern ganz anders.

Volodarska: Offenheit ist für uns eine ganz große Chance. Eins wollte ich noch anmerken: Ein ganz wichtiger Punkt ist diese ewige Verwechslung von Israelis und Juden. Es ist manchmal wirklich zum Weinen.

Güvercin: Mit dieser Verwechslung muss ich auch kämpfen. Wenn irgendetwas in der Türkei passiert, ruft mich einer an, und dann bin ich halt der Quotenkanake, der erklären muss, was der Erdogan da wieder veranstaltet. Keine Ahnung!, was fragst du mich?

Reinbold: ... dann sagen die Leute. „Ihr Ministerpräsident hat gesagt“ und denken an Erdogan in der Türkei oder Netanjahu in Israel ...

Güvercin: Genau. Diese Bilder zu brechen, ist schwierig. Ich glaube, da müssen noch einige Generationen vergehen. Es ist schwierig – aber es ist auch interessant: So kommt man auch ins Gespräch! Ich kann das zum Anlass nehmen, meinem Gesprächspartner vielleicht mehr über den kölschen Klüngel zu erzählen ...

Reinbold: Ich merke wieder einmal: Wir brauchen mehr von dem, was wir jetzt gerade hier tun. Es hilft uns nichts, wenn wir freundlich, diplomatisch über die Probleme hinwegsehen, sondern wir müssen sie angehen. Die Muslime müssen es, alle Seiten müssen es. Herr Trelle, Sie haben lange nichts gesagt.

Trelle: Aber mit hohem Interesse zugehört! Mir ging das durchaus nahe, was Sie, Frau Volodarska, eben gesagt haben: Dass Sie jemand anruft oder auf ihren Anrufbeantworter spricht, dass Sie sich doch endlich taufen lassen sollen.

Das sind Stimmen, die deutlich machen, was wir noch nicht erreicht haben, trotz des Zweiten Vatikanischen Konzils, trotz „nostra aetate“, der Erklärung zu den nichtchristlichen Religionen, und trotz der Erklärungen zur Religionsfreiheit. Es gibt in unseren beiden Kirchen viele, die diese theologische Auseinandersetzung und Klärung nicht mitbekommen haben, auch 50 Jahre nach dem Konzil nicht.

Ich war kürzlich im Heiligen Land und in Jordanien, aus anderem Anlass. Ich sage es immer, wenn ich nach Israel fahre: Wir sind Geschwister in unserer Weise, uns zu Gott zu bekennen und zu den Patriarchen. Wir sind verwandt. Der heilige Paulus hat unter dieser Spannung unglaublich gelitten. Er war ein Jude und aus seiner jüdischen Tradition heraus mit seinem Volk verbunden. Und dann hat er als christlicher Missionar – er war der größte Verkünder des Glaubens, den die Kirche kennt – damit gerungen, wie er sich verhalten soll gegenüber seinen jüdischen Verwandten, gegenüber seiner Familie.

Wenn wir nach Israel fahren, lese ich das immer vor, die Kapitel 9 – 11 im Römerbrief. Wie Paulus sein inneres Zerrissensein zum Ausdruck bringt. Der Text zeigt: Paulus ist ein Feind dieser schrecklichen Vereinfachungen, dieses „Werde doch einfach so oder sei doch so“. Paulus sagt: „Überhebt euch nicht“, er predigt Christus als den Erlöser der Welt, zu dem er sich bekennt, und dann spricht er von dem erwählten Volk, zu dem auch er gehört, und er sagt: „Wir sind an diesem edlen Ölbaum des jüdischen Glaubens meines Volkes wie wilde Zweige aufgepfropft und haben daran teil“. Das hören manche in unseren evangelischen und katholischen Zusammenhängen, als hätten sie es noch nie gehört, das erste Mal.

Ich sage: Wir haben allen Anlass, aus diesen gemeinsamen Wurzeln Kraft zu ziehen und die Zweige, die an diesem Baum wachsen, wachsen zu lassen. Paulus sagt: „Erhebe dich nicht über deine jüdischen Schwestern und Brüder“ – und jetzt zitiere ich ihn wörtlich – „nicht du trägst die Wurzel, die Wurzel trägt dich“ (Römerbrief 11,18).

Ich hatte gesagt: das, was Frau Volodarska auf ihrem Anrufbeantworter hatte, zeigt, was wir noch nicht erreicht haben, trotz des Zweiten Vatikanischen Konzils. Das betrifft übrigens nicht nur Leute, die aufgrund ihrer vielleicht etwas schlichteren theologischen Bildung diese Fragen nicht richtig durchdrungen haben. Sondern es betrifft auch diejenigen, die meinen, mit ihren theologischen Kenntnissen prahlen zu müssen, ich sage nur das Stichwort „Pius-Brüder“, die auch das Dokument „nostra aetate“, die Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils zu den nichtchristlichen Religionen, nicht richtig angenommen haben, die im Grunde das ganze Zweite Vatikanische Konzil nicht angenommen haben. Sie haben die Aufgabe nicht erkannt, die die Kirchen in dieser Zeit der ganzen Weltgemeinschaft schuldig sind, nämlich zu einer Einheit zu kommen, zu einem gemeinsamen Unterwegssein in dieser Welt voller Probleme.

Reinbold: Ich danke Ihnen für dieses angeregte Gespräch!

Redaktion und Kontakt:

Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers

Haus kirchlicher Dienste, Kirche und Islam

Prof. Dr. Wolfgang Reinbold

reinbold@kirchliche-dienste.de

Tel. 0511 – 1241-972

www.kirchliche-dienste.de